

Pressezentrum

Sperrfrist:	08.06.2007; 11:00 Uhr	
Programmbereich:	Themenbereich 1: Mensch	
Veranstaltung:	Hauptvortragsreihe 1	
Referent/in:	Eppler, Dr. Erhard	
Ort:	Rheinparkhalle 1, Rheinparkweg	
Programm Seite:	66	Dokument: HVH_2_1425

Kulturelle Heimat

I. Noch zu der Zeit, als meine Großeltern geboren wurden, also bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, war für die meisten Europäer die Heimat das Dorf, in dem sie aufwuchsen und manchmal auch bis ans Lebensende blieben. Dazu gehörten noch ein paar Nachbardörfer, wo man zur Kirchweih hinging, zu Fuß oder mit dem Pferdewagen, später auch mit dem Fahrrad. Da war man zuhause, da kannte man die andern, und diese andern kannten den Großvater, die Mutter, den Vater, die meist sehr zahlreichen Kinder, von denen man eines war. Man gehörte dazu. Das gab auch so etwas wie soziale Sicherheit.

Daher war es in manchen Fürstentümern, etwa im alten Herzogtum Württemberg, eine der härtesten Strafen, dass jemand verbannt wurde, sich also an keinem Ort des Herzogtums mehr aufhalten durfte. Die Strafe war das Elend, das Leben außerhalb des Landes, in der Fremde.

Wurde es im Dorf oder auf dem Hof zu eng, so mussten junge Leute, meist nach der Konfirmation, in der weiteren Umgebung ihr Glück suchen, die Mädchen in irgendeinem Bürgerhaushalt, wo sie „in Stellung“ gingen, die Jungen in der aufkommenden Industrie. Aber sie blieben im Kontakt zum Dorf, das ihre Heimat blieb. Wer nach reiflicher Diskussion in der Großfamilie nach Amerika aufbrach, war meist schon etwas älter, und der verlor meist rasch den Kontakt. Die Post dauerte viele Wochen, und etwas anderes gab es nicht.

Dass Politik etwas mit Heimat zu tun hat, dass politische Entscheidungen jemanden um seine Heimat bringen können, war damals noch unbekannt.

Wenn die hohen Herren in der Hauptstadt einen Krieg gewonnen oder verloren hatten, änderte sich allenfalls die Obrigkeit, die Heimat blieb, was sie war. Als Friedrich II von Preußen 1740 Maria Theresia ihr geliebtes Schlesien wegnahm, wurden die Nieder- und Oberschlesier eben Untertanen des Königs von Preußen, in der Kreisstadt sprachen die höheren Beamten nun nicht mehr mit Wiener, sondern mit Berliner oder ostpreußischem Akzent. Die Heimat blieb, was sie war und wie sie war.

Im Jahr 1871 galt das nicht mehr für alle, die im Elsaß lebten und in dem Teil Lothringens, den das neu gegründete deutsche Reich für sich in Anspruch nahm. Wer für Deutschland optierte, konnte bleiben, wer Franzose bleiben wollte, musste gehen, seine Heimat verlassen. So lebten dann in Frankreich Tausende, die ihrer Heimat nachtrauerten. Aber das

war nur ein vergleichsweise humanes Vorspiel zu dem, was das 20. Jahrhundert an Vertreibungen bringen sollte. Während des 2. Weltkriegs wurde ein beträchtlicher Teil dessen, was heute Zentralpolen ist, als „Warthegau“ dem Großdeutschen Reich zugeschlagen und Zug um Zug mit Deutschen besiedelt, vor allem solchen, die andere Teile Osteuropas verlassen mussten. Die Polen, die seit Jahrhunderten ihre Heimat bei Lodz oder Posen hatten, wurden abgedrängt ins sogenannte Generalgouvernement Polen, den kläglichen Rest dessen, was einmal ein polnischer Staat gewesen war. In der Sowjetunion hat Stalin ganze Völkerschaften zwangsweise umgesiedelt: Die Tschetschenen etwa, die er für unzuverlässig hielt, als deutsche Soldaten sich dem Kaukasus näherten, die Wolgadeutschen, die aus ihrer Heimat nach Kasachstan verpflanzt wurden, ehe die Wehrmacht die Wolga erreichte.

Und dann kamen die anderen Deutschen an die Reihe, 1944 und vor allem 1945: Die Ostpreußen, Pommern, Schlesier, aber auch die Deutschstämmigen aus Ungarn, Jugoslawien und vor allem die aus der Tschechoslowakei.

Viele haben unsäglich gelitten, Hunderttausende haben die Flucht, die oft mitten im Winter begann, nicht überlebt. Über Jahre konnten sich viele nicht vorstellen, dass sie ihre Heimat für immer verloren hatten. Ihre Verbände postulierten ein Menschenrecht auf Heimat und hielten lange eine vergebliche Hoffnung wach. Heute stirbt die Generation aus, die noch weiß, in welches Kirchlein Niederschlesiens sie als Konfirmanden, brav hinter dem Pfarrer, einzogen und wie viele Stufen zuhause von der Küche in den Garten führten.

Und dann sind da noch – genauer: waren da noch, denn die meisten sind inzwischen gestorben – die deutschen Juden, die in den Dreißigerjahren Deutschland gerade noch rechtzeitig verließen. Sie hatten nicht nur, wie Sudetendeutsche oder Pommern, ihre Heimat verloren, ihnen hatte man gesagt, dass sie in Deutschland nie eine Heimat hatten, dass sie nie dazu gehörten, dass ihr Heimatgefühl eine Anmaßung, eine Frechheit gewesen sei, dass sie immer Fremde, ja Schmarotzer gewesen seien und es auch immer blieben. Man hatte sie und ihre Familien über Jahrhunderte rückwirkend ausgebürgert und ihnen auch das genommen, was den Schlesiern oder Pommern noch blieb: Das Andenken an das, was einmal Heimat war. Kein Wunder, dass nur wenige von diesen Emigranten wiederkamen. Es waren solche, die ein paar Christen kannten, von denen sie wussten, dass sie sich über ihre Rückkehr freuten.

II. Was ist Heimat? Wonach sehnt sich ein Kind, wenn es stundenlang untröstlich weint aus Heimweh?

Zuerst sind es doch wohl Menschen, die das Kind entbehren muss: Die Mutter, die Geschwister, den Vater, vielleicht die Oma, einen Spielkameraden. Ginge plötzlich die Tür auf und die Mutter träte herein, wäre das Weinen zu Ende. Aber dann käme nach einer halben Stunde die Bitte an die Mutter: Nimm mich mit nach Hause!

Und das wären dann nicht nur die anderen Menschen, die das Kind kennt, es wäre auch das eigene Bett, mit seinem besonderen Geruch, darin der Teddybär, ohne den das Kind nicht einschlafen kann.

Dass Kinder schutzloser als Erwachsene dem Heimweh ausgeliefert sind, hat seinen guten Grund. Ihr Zuhause ist alles, was sie sich bisher an Welt erschlossen, erfahren, erobert haben. Am Kleiderschrank, aus dem der Vater ein frisches T-Shirt für sie geholt hat, weil sie ihren Kakao über das alte gegossen hatte, hat das kleine Mädchen gelernt, was ein Kleiderschrank ist. An der Treppe, an der er nun schon zwei Stufen auf einmal nehmen kann, hat der Bub erfahren, was eine Treppe ist. Am Herd in der Küche hat für beide der

Begriff „kochen“ einen Sinn bekommen. Und auf dem Weg vor dem Haus haben sie erfahren, um wie viel schneller man mit einem Roller vorankommt. Vor allem aber haben sie erlebt, um wie viel angenehmer es ist, wenn Mutter und Vater miteinander lachen, als wenn sie miteinander streiten, wie tröstlich es ist, wenn man schreiend der Mutter das blutige Knie gezeigt hat und die einen einfach in den Arm nimmt, ehe sie Pflaster und Salbe holt.

Weil wir nie ganz vergessen, wo und wie wir uns die Welt erschlossen haben und die Welt sich uns erschlossen hat, hat Heimat fast immer mit Kindheit zu tun. Vielleicht kann man sogar sagen: Heimat ist da, wo wir in diese Welt hineingewachsen sind, staunend, begeistert, misstrauisch oder auch ängstlich, jedenfalls immer so, dass Erkennen und Fühlen, Lernen und Empfinden eng beieinander waren. Heimat ist auch da, wo wir die Maßstäbe finden, an denen wir dann die übrige Welt messen. Ich habe als Fünfjähriger an einem alten Rosenbeet gelernt, wie Rosen riechen können. Noch heute vermisse ich diesen Duft bei all den prächtigen Rosen, die wir im Blumenladen bewundern. Eine richtige Rose hat einen betörenden Duft.

Heimat sind die Menschen, die sich uns zuerst erschlossen – oder manchmal auch verschlossen haben: Neben Eltern und Geschwistern die Spielkameraden, Schulkameraden, mit denen wir gekickt, gespottet und gerauft haben, die Lehrerinnen in der Grundschule – zu meiner Zeit waren es noch Lehrer, die Wert auf ihre Autorität legten.

Heimat, das ist auch der Schulweg, der am frühen Morgen zehn Minuten, mittags beim Heimschlendern eher eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Er führte ziemlich lange an einer Bundesstraße entlang – damals hieß sie Reichsstraße –, aber da fuhren noch mehr Fahrräder als Autos. Und am Rand war sogar noch ein kleiner Brunnen, dessen Wasser man trinken durfte. Ich weiß noch genau, wo wir uns an heißen Tagen gegenseitig nass spritzten und so erfuhren, was für eine herrliche Sache Wasser ist.

III. Was hat das alles mit Kultur zu tun? Ich könnte auch umgekehrt fragen: Was hat in einer alten Reichsstadt nicht mit Kultur zu tun? Denn ich bin in einer wunderschönen Reichsstadt geboren, in einer anderen, nicht weniger schönen Reichsstadt aufgewachsen, habe im Bundestag noch eine andere Reichsstadt vertreten und im Landtag noch eine andere. So viele Reichsstädte gibt es im Südwesten. Eine Reichsstadt war ein Gemeinwesen, das nur den Kaiser über sich hatte. Und der war weit, weit weg. Erst übte er sein Amt im Umherziehen aus, von Pfalz zu Pfalz, dann saß er irgendwo in Wien oder Prag.

Er verlieh das Marktrecht, das Stadtrecht, aber er griff nur selten ein, und dann meist, weil es Streit gab und der Rat der Stadt ihn darum gebeten hatte. Manchmal war der Kaiser auch klug genug, sich zurückzuhalten wie damals im 14. Jahrhundert, als der Graf von Limpurg sich beim Kaiser beschwerte, weil die Reichsstadt Hall ihr Südtor, also das Tor in Richtung Limpurg, zugemauert hatte. Kaiser Sigismund ließ sich lange Zeit und gab schließlich kund, seinetwegen könnten die Haller alle ihre Tore zumauern und auf Leitern über die Stadtmauer steigen, ihn kümmere dies nicht. Wer dies für ein leuchtendes Beispiel von frühem Liberalismus hält, sollte nicht vergessen, dass das Tor ein Jahrhundert lang zugemauert blieb.

Jedenfalls: eine Reichsstadt war praktisch ein eigenes, unabhängiges Gemeinwesen, das sich selbst regierte. Natürlich gab es da Patrizierfamilien, welche die meisten Ämter unter sich aufteilten, aber es gab so etwas wie Machtwechsel von staufischem Adel zum Bürgertum, und es gab vor allem einen unbändigen Stolz darauf, dass man sich von keinem der vielen Fürsten rundherum etwas sagen lassen musste.

Ja, und was ist an einer solchen Reichsstadt die es vor 900 Jahren schon gab, nicht Kultur? Die Landschaft, also zum Beispiel ein tief eingeschnittenes Tal mit einem stattlichen Fluss. Aber schon die unzähligen Treppen an den steilen Hängen, an denen wir übten, wie viele Stufen wir überspringen konnten, waren Kultur, keineswegs nur die 52 Stufen der gewaltigen Freitreppe zur Kirche hinauf, die dieses Jahr ihren 500. Geburtstag feiert. Da gibt es enge und breite, erfreulich kurze und unendlich lange Treppen, und die Stufen sind unterschiedlich hoch. Auf die einen scheint fast den ganzen Tag die Sonne, andere, zwischen den Stadtburgen der Altstadt, erreicht die Sonne nie.

Sicher, den Fluss haben nicht die mittelalterlichen Städtmeister oder ihre Architekten erfunden, aber die Wehre, die den Fluss stauen, die Mauern, die vor Überschwemmung schützen sollen und vor allem die Brücken, die über den Fluss führen, die uralten aus Stein, die überdachten aus Holz, die immer wieder einmal, zuletzt im Zweiten Weltkrieg zerstört und dann, genau nach den alten Plänen, wieder aufgerichtet wurden, die sind von Menschen gemacht, und zwar von Menschen, die wussten, was eine Stadt ist, die ein Bild davon hatten, was aus ihrer Stadt werden sollte. Und daher ist dies alles Kultur, für mich kulturelle Heimat.

Heimat hat immer auch etwas Begrenzendes, es schließt vieles aus, was für andere kulturelle Heimat sein kann. In alten Reichsstädten findet der Fachmann zwar alle Baustile seit der Romanik, also Frühgotisches, Spätgotisches, Renaissance, Barock, Klassizistisches, sogar etwas Jugendstil. Aber in den Städten, die sich früh der Reformation anschlossen, wurden normalerweise keine barocken Kirchen gebaut, allenfalls ein barockes Rathaus. Und so fühle ich mich bis heute in einer barocken Kirche nicht zuhause. Ich kann ihre Pracht bewundern, aber sie bleibt mir fremd. Aber alles, was mich am romanischen Turm der Michaelskirche erinnert, für dessen Abriss und Neubau den Hallern im 14. Jahrhundert zum Glück das Geld fehlte, lädt mich ein zum Verweilen, zum Innehalten, zur Andacht.

Wenn wir als Kinder „in die Stadt“ geschickt wurden, meist zum Einkaufen, dann war der Teil der Stadt gemeint, der einst von der Stadtmauer geschützt wurde. Innerhalb der Mauer aber war der Platz begrenzt, wohl auch teuer, die Gassen eng. So fühle ich mich zuhause, wo man die Bekannten auch grüßt, wenn sie auf der anderen Straßenseite gehen. Die Prachtstraßen in Paris oder Berlin finde ich großartig, sie atmen Freiheit. Ich bewundere sie. Aber möchte ich dort wohnen?

IV. Vielleicht ist hier der Ort für ein Geständnis. Ich bin ein Privilegierter, was Heimat angeht. Ich wohne als Achtzigjähriger wieder in dem Haus, in das ich als Achtjähriger einzog. Ich ziehe Auberginen in dem Garten, in dem ich vor 70 Jahren Erdbeeren gepflanzt, gehackt, gejätet und geerntet habe. Ich gehe spazieren zwischen Bäumen, die uns einst als Pfosten für unsere Fußballtore dienen mussten. Wenn die Linden in einer langen Allee blühen, erinnert mich der Duft an meine Kindheit. Ich habe mit der politischen und der Kirchengemeinde den 850. Geburtstag der Kirche gefeiert, in der ich konfirmiert und getraut wurde. Und das am Ende eines Lebens, in dem ich lernen musste, im Flugzeug zu schlafen, weil in Dar es Salam oder Lima kaum Zeit dafür war.

Privilegiert bin ich auch dadurch, dass der Kern der Stadt, durch die wir als Jungvolk-Pimpfe singend marschierten, mehr laut als schön, dass der Kern dieser Stadt sich kaum verändert hat. Ich höre also wirklich da auf, wo ich angefangen habe, in meiner Heimat, in meiner kulturellen Heimat. Ich empfinde dies als grandioses Geschenk. Und ich genieße es.

Ich genieße es, beim Einkaufen Dialekt zu reden. Zur kulturellen Heimat gehört für mich mein Dialekt, auch wenn er für Sprachforscher nur aus einem ziemlich abgeschliffenen

Honoratiorenschwäbisch besteht. Zuhause wird Dialekt gesprochen. Und also fühle ich mich zuhause, wo ich mich im Dialekt verständigen kann. Ich stelle mit Verwunderung fest, dass meine Enkel besser und vor allem häufiger hochdeutsch reden als ich, dass sie manchen Dialektausdruck nicht mehr verstehen. Vielleicht empfinden spätere Generationen so etwas wie kulturelle Heimat, wo sie Deutsch und nicht Englisch sprechen dürfen. Ich ziehe mir das Schwäbische an wie Hausschuhe. Und das geht den meisten Schwaben so.

Wenn im Deutschen Bundestag ein schwäbischer Abgeordneter sich am Rednerpult redlich bemüht hatte, deutsch zu reden und ein anderer Schwabe, meist von einer anderen Partei, ebenfalls einigermaßen auf Deutsch eine kritische Zwischenfrage stellte, verfiel der Redner sofort ins Schwäbische. Mit Landsleuten redet man Dialekt.

Zur Arbeit ziehen wir keine Hausschuhe an, und zum Wandern gibt es Wanderstiefel. Meine Anhänglichkeit an den Dialekt bedeutet nicht, dass mir das Deutsche gleichgültig wäre. Im Gegenteil. Ich fühle mich in dieser Sprache zuhause. Und ich möchte, dass sich diese Sprache bei mir zuhause fühlen kann. Ich versuche, dieser Sprache kein Leid anzutun und doch all ihren vielen Ausdrucksmöglichkeiten nachzuspüren. Ich leide, wenn Kollegen oder auch Journalisten meinen, der Genetiv sei auch da vornehmer, wo die Grammatik den Dativ verlangt oder wenn Politiker meinen, sie müssten nur abstrakte Substantive aneinanderreihen, das klinge seriös.

Vielleicht schätzt man eine Schriftsprache wie das Deutsche besonders, wenn man sie vom Dialekt her bewusst lernen muss. Der Lehrer, der mir so etwas wie deutsche Sprachkultur beigebracht hat, hat zuhause Dialekt gesprochen. Die kleine Schweiz hat überproportional viele Dichter deutscher Sprache hervorgebracht, auch im 20. Jahrhundert. Sie haben als Kinder in der Grundschule Deutsch gewissermaßen als erste Fremdsprache gelernt.

Natürlich haben die meisten schwäbischen Dichter ihre Werke auf Deutsch geschrieben. Das gilt auch für die meisten Alemannen. Das Alemannische ist nämlich die Urform des Schwäbischen, es hat die Lautverschiebung von i zu ei oder von u zu au nicht mitgemacht. Das Schwäbische hat sie halb vollzogen: Aus wip wird nicht Waib, sondern Weib aus hus wird nicht Haos, sondern Haus. Jedenfalls sind für mich Eduard Mörike, Albrecht Goes oder Hermann Lenz kulturelle Heimat, und das gilt auch für den Alemannen Johann Peter Hebel und, ich hoffe, niemand zieht mich des Landesverrats, wenn ich auch Eidgenossen wie Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller nenne. Das ist kein Werturteil. Wer Siegfried Lenz dem Hermann Lenz vorzieht, oder Theodor Storm dem Gottfried Keller, mag solide Gründe haben. Einer davon könnte sein, dass er sich eben in Flensburg oder Kiel zuhause fühlt.

Man mag darüber streiten, ob wir Deutschen, so wie unsere französischen Nachbarn, eine Esskultur haben. Jedenfalls haben wir regional verschiedene Eßgewohnheiten, und vielleicht noch mehr regional verschiedene Trinkgewohnheiten. Konrad Adenauer hat Deutschland einst in drei Zonen eingeteilt, eine Wein-, eine Bier- und eine Schnapszone. Ich will mich hier auf die genaue Grenzziehung nicht einlassen. Jedenfalls gehört meine Heimat zur Weinzone. Bis ins 19. Jahrhundert wurde rund um die Stadt Wein gebaut, ziemlich saurer, dafür brachten die Salzhändler, wenn sie ihre schneeweiße Fracht in der Pfalz oder im Elsaß abgeliefert hatten, köstliche, aber auch teure Weine mit nach Hause. Also gibt es in der alten Reichsstadt viele Weinstuben und wenige Biergärten. Kommt es daher, dass ich zwar gern einen Rotwein, aber nie Bier trinke? Dass ich dabei den französischen Rotwein dem württembergischen vorziehe, wage ich erst jetzt offen zu bekennen, wo ich nicht mehr gewählt werden muss.

Und dann das Essen: Wenn es stimmen sollte, dass in der Pfalz Saumagen oder Schweinshaxe verzehrt wird, so schüttelt es mich vor Abscheu, dafür mag ich natürlich die Maultaschen, die schlaue Schwaben einst für die Fastenzeit erfunden haben. Sie glaubten,

wenn sie eine Fleischfüllung gut im Teig versteckten, könne der liebe Gott sie nicht sehen. Aber bei diesem theologisch anfechtbaren Versuch kam eben ein schmackhaftes Gericht heraus, zumal wenn es mit Kartoffelsalat genossen wird.

V. Zur kulturellen Heimat gehören auch Melodien. Das können anspruchsvolle und weniger anspruchsvolle sein. In einem Singkreis habe ich nach dem 2. Weltkrieg Bach-Motetten gesungen, und zwar die Bassstimme. Diese Melodien begleiten mich heute noch, etwa „Der Geist hilft unsrer Schwachheit auf“ oder „Jesu, meine Freude“. Wo ich sie höre, ist kulturelle Heimat, und es hat ja etwas für sich, wenn man seiner Frau, die im selben Chor gesungen hat, bei passender Gelegenheit vorsingen kann: „Trotz! Trotz dem alten Drachen!“

Zur kulturellen Heimat gehört die Musik, ohne die man sich arm vorkäme. Und das ist oft ziemlich viel, auch bei mir. Ich muss nicht alles aufzählen, und alle, die hier sitzen, hätten ihre eigene Liste. Vielleicht ist dabei das Wiedererkennen wichtig. Bachs Weihnachtsoratorium können wir jedes Jahr wieder hören, gerade weil wir seine Melodien in uns tragen, und ich gestehe, dass einige darunter sind, die mir die Tränen in die Augen treiben können.

Sind Choräle, deren Melodie uns plötzlich präsent ist, kulturelle oder religiöse Heimat? Jedenfalls können sie sich mit Ereignissen verbinden, und dann sind sie Teil unserer Geschichte. „Geh aus mein Herz und suche Freud“ habe ich lange Zeit mit dem Kinderfest in Hall verbunden. Dort wurde es am Abend zum Abschluss gesungen, übrigens bis lange in die Nazizeit hinein. Heute verbinde ich dieses Paul-Gerhard-Lied mit der Beerdigung eines Mannes, auf den der Kirchentag noch viel zu wenig stolz ist: Klaus von Bismarck. Er wollte, dass wir dieses fröhliche Dankeslied singen auf dem Weg von der Trauerfeier zu seinem Grab. Wir haben in Hamburg alle 15 Verse gesungen. Seither verbindet sich dieser Choral für mich mit dem Mann, der schon 1954 auf dem Leipziger Kirchentag erklärte, was seine Familie im Osten verloren habe, könne und wolle er nicht wieder bekommen. Das war elf Jahre vor der Ostdenkschrift:

Aber auch sehr primitive Melodien können zu unserer kulturellen Heimat gehören. Im Schwäbischen Hall ziehen jedes Jahr zu Pfingsten, aber auch später noch, die hübsch kostümierten Salzsieder mit Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, sie feiern ihr Brunnen- und Kuchenfest. In meiner Kindheit haben sie immer in der Nähe unseres Hauses geübt. Und da ertönte immer dieselbe Melodie, gepfiffen oder auch gesungen: „Mei Muader backt mr Zwiebfisch ...“ Wie gesagt, was Simplizität angeht, waren Text und Melodie kaum zu übertreffen. Aber das Lied klingt immer noch in mir nach. Auch das ist kulturelle Heimat.

Daher können sehr wohl auch Schlager zur kulturellen Heimat gehören, weil sie sich in uns festsetzen. Sie können Menschen zusammenführen, Brücken bauen. Wie etwa Lale Andersons „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor, stand eine Laterne und steht sie noch davor ...“ Das haben im Zweiten Weltkrieg britische und deutsche Soldaten mit derselben Freude gehört und dabei für ein paar Minuten vergessen, dass sie ja Feinde waren.

Ausgeklammert habe ich absichtlich die Lieder, die Heimat ausdrücklich zum Thema machen. Da wird die wunderschöne Heimat besungen, gepriesen, verklärt. Im schönsten Wiesengrunde, steht meiner Heimat Haus. Meist sind es Männerchöre, die sie zu Gehör bringen. Sie gelten als Volkslieder, aber häufig kennen wir den Namen des Dichters und des Komponisten aus dem 19. Jahrhundert. Sie haben wohl wirklich empfunden, was aus den Liedern spricht: Ein Gefühl der Dankbarkeit und – ich weiß, was ich sage – der Liebe, vielleicht der sentimentalischen Liebe.

Ja, man kann eine Stadt, eine Landschaft lieben. Gustav Heinemann hat das nicht bestritten, als er auf die Frage, ob er die Bundesrepublik Deutschland liebe, geantwortet hat: „Ich liebe meine Frau.“ Einen Staat kann man schätzen, man kann sehr wohl dafür dankbar sein, dass man in Deutschland leben darf, man kann sich dem Staat verpflichtet fühlen, sich für ihn engagieren, seine Ordnung verteidigen. Lieben kann man wohl nur, was man wirklich kennt. Und ich kenne auch als Achtzigjähriger Deutschland nur sehr ausschnittsweise. Und diese Ausschnitte sind doch wohl unterschiedlich liebenswert, je nach Herkunft und Geschmack des Betrachters.

Anders eine Stadt. Man kann sie lieben. Man kann sie vermissen, wenn man fort ist, sich darauf freuen, dass man sie wiedersieht. Man kann sie aus immer neuen Perspektiven bewundern, in ihr ziellos herumschlendern und immer neue Blicke genießen.

Aber eine solche Liebe muss nicht sentimental werden. Liebeserklärungen, auch in Liedform, können danebengehen. Gegen Sentimentalität hilft das Tun. Tätige Liebe zu einer Stadt kann bedeuten, dass man einem Verein beiträgt, er Hausbesitzern hilft, übertünchtes Fachwerk wieder freizulegen, oder der Bürgerinitiative für einen Autotunnel, der hunderte von Menschen wieder ruhig schlafen lässt. Gerade in alten Reichsstädten ist es nicht nur die Stadtverwaltung, die sich Gedanken macht, was noch besser oder schöner werden könnte. Aber man kann ja auch für den Stadtrat kandidieren.

Eine Stadt besteht zuerst einmal aus Menschen. Und eine gute, lebendige Stadt besteht aus Bürgerinnen und Bürgern, die das, was wir in diesem Vortrag „kulturelle Heimat“ nennen, nicht nur dankbar erleben, sondern sichern, fördern und zukunftstauglich machen wollen. Kulturelle Heimat, das sind immer auch die Menschen, die sich darin wohlfühlen und ihre Verantwortung dafür spüren und wahrnehmen.

VI. Kulturelle Heimat hat immer auch Geschichte. Sie kann sehr kurz sein wie in Wolfsburg, wo am 26. Mai 1938 der Grundstein zum VW-Werk gelegt wurde. Und sie kann, wie hier in Köln, bis in die Zeit der römischen Kaiser zurückgehen. Alle Wirklichkeit ist geworden, hat also ihre geschichtliche Dimension. Und kulturelle Heimat ist da, wo man sich dieser Dimension bewusst ist, sie immer wieder bewusst macht und Entscheidungen für die Zukunft in diesem Bewusstsein trifft.

In vielen deutschen Städten gibt es heute ein Bonhoeffer-Haus. Meist ist es das Haus der evangelischen Gemeinde. Dabei geht es nicht nur um ehrendes Gedenken an einen ebenso klugen wie tapferen Theologen. Es geht auch um einen Anspruch an uns selbst, um den Versuch, gewissermaßen unter den Augen eines Dietrich Bonhoeffer miteinander zu arbeiten, aufeinander zu hören.

In meiner Heimatstadt Hall ist das Bonhoefferhaus ein altes Patrizierhaus, in welchem über Jahrhunderte die Familie Bonhoeffer gewohnt hat. Da war kurz vor der Reformation ein Goldschmied aus Bonhoven in Holland nach Hall gekommen, der dann in den Kirchenbüchern als der Bonhöfer lief. Tatsächlich gab es bis ins 18. Jahrhundert in Hall eine Goldschmiede der Familie Bonhoeffer. Aber aus dieser Familie kamen dann auch Städtmeister und vor allem Prediger, an die noch heute große Tafeln in der Michaelskirche erinnern, Tafeln, die angebracht wurden, lange bevor Dietrich Bonhoeffer geboren wurde.

Die Geschichte der Bonhoeffer gehört für mich zur kulturellen Heimat. Eine Stadt, in der ein niederländischer Zuwanderer zum Gründer einer der führenden Patrizierfamilien wurde, musste doch wohl etwas von dem besseren haben, was wir heute „soziale Durchlässigkeit“ nennen. Man wurde Städtmeister doch wohl nicht nur, weil man einer alteingesessenen Familie angehörte. Umgekehrt: Weil da tüchtige Leute waren, die zum Städtmeister und zum

Prediger taugten, entstand eine Patrizierfamilie. Und ein Spross dieser Familie sollte zum Symbol eines anderen Deutschland werden, genau zu dem Zeitpunkt, als jenes Deutschland zertrümmert und besetzt war, das lange genug Furcht und Schrecken verbreitet hatte. Die Geschichte der Bonhoeffer gehört für mich zur kulturellen Heimat. Eine Stadt, der diese Geschichte bewusst ist, kann nie wieder dahin abgleiten, dass auf dem Marktplatz eine junge Frau ihre abgeschnittenen Haare zusammenkehren muss, weil sie sich, wie es damals hieß, „mit einem Fremdarbeiter eingelassen“ hatte.

In vielen württembergischen Städten treffen sich evangelische Christen im Brenzhaus. Johannes Brenz gilt zu Recht als der wichtigste Reformator im alten Herzogtum Württemberg. Auch Hall hat ein Brenzhaus, mit mehr Grund als andere Städte, dafür ist es auch besonders hässlich. Denn diese 1499 in Weil der Stadt geborene Theologe hat fast ein Vierteljahrhundert, von 1522 bis 1546, als Prediger in Hall verbracht. Er hat das ansehnliche Gebiet der Reichsstadt Hall reformiert, ehe er dem Herzog in Stuttgart beim Reformieren half. Und er hat es mit Augenmaß getan. Da gab es keinen Bildersturm. Was von der Ausstattung der Kirche allzu katholisch aussah, ließ er auf den Dachboden – schwäbisch die Bühne – bringen, von wo es dann später direkt ins Museum kam, etwa die wunderbaren geschnitzten Palmesel. Während er, Brenz, schon über Jahre an der Hauptkirche St. Michael lutherisch predigte, hatte er nichts dagegen, dass auf der anderen Seite des Kochers, keine zehn Minuten zu Fuß, die Johanniter weiter ihre Messe lasen. Und als auch in den Dörfern rund um Hall der Aufstand der Bauern zusammengebrochen war, da redete er – übrigens anders als Luther – dem Rat und dem Adel ins Gewissen: sie hätten selbst genug Fehler gemacht, sie sollten nun nicht glauben, sie hätten Anrecht auf ein barbarisches Strafgericht über all die jammervollen Gestalten der enttäuschten und besiegten Bauern. Brenz hat auch einen Katechismus geschrieben. Manches daraus habe ich noch 1941 als Konfirmand hergesagt. Aber für die Stadt entscheidend und dauernd wirksam blieb der kluge, dezidierte und doch auch wieder besonnene, tolerante, nie einäugige Reformator. Er hat meine kulturelle Heimat geprägt. Und diese Heimat wird umso liebenswerter, je mehr wir ihre historische Dimension beachten und begreifen.

VII. Es gibt in unserem Land viele, denen der Begriff Heimat suspekt geworden ist. Nicht nur, weil er tausendfach missbraucht worden ist, das geschieht mit allen Begriffen. Nein, ein Begriff, der notwendig einschließt, schließt ebenso notwendig auch aus. Ein Begriff, der die einen einschließt, muss andere ausschließen. Und das kann Schlimmes bewirken. Ich habe davon gesprochen, dass für mich der Dialekt kulturelle Heimat ist. Und wie ist das dann mit denen, die auch da leben, aber den Dialekt vielleicht verstehen, aber nicht sprechen können oder auch nicht sprechen wollen?

Ich entsinne mich mit Grausen, wie wir als zehnjährige Buben mit den wenigen Schulkameraden umgegangen sind, die – nein, nicht türkisch, sondern – hochdeutsch gesprochen haben, das gepflegte Hochdeutsch, das sie von ihren Eltern gelernt hatten. Das war für uns affektiert, oder „affig“, wie wir sagten, jedenfalls ganz und gar fremd. Damals gab es ja noch kein Fernsehen, das von früh bis spät perfektes Bühnendeutsch ins Haus bringt, und ein Radio hat mein Vater erst in der Sudetenkrise angeschafft, als ich zwölf war. Unsere Sprache, unser Dialekt war der richtige, und wer anders sprach, war selber schuld. Er musste es büßen, er wurde geneckt, imitiert, und wenn Fußballmannschaften gewählt wurden, kam er ganz zuletzt. Das war keine soziale Ausgrenzung, denn die Väter waren meist Offiziere, die aus Norddeutschland an den nahen Militärflughafen versetzt worden waren. Da waren auch keine nationalen Vorurteile, denn es war ja die offizielle Sprache des Deutschen Reiches, des Hitlerreiches, die wir diskriminierten. Nein, wir schlossen einfach aus, was uns fremd erschien. Wir, die wir uns zuhause fühlten, machten klar, wer sich zuhause fühlen durfte und wer nicht.

Noch heute schäme ich mich, wenn ich mich an die Quälereien erinnere, die wir Kameraden antaten, die nichts anderes verbochen hatten, als dass sie so redeten, wie wir eigentlich hätten reden sollen. Schließlich hörten wir im Jungvolk wöchentlich zweimal von der Volksgemeinschaft, die alle Deutschen umschloss und – das haben wir auch erst später gemerkt – alle andern ausschloss, die Briten, die Polen und vor allem die Juden.

Sicher, unsere kindliche Unmenschlichkeit ist ein extremes Beispiel, und viele deutsche Kinder gehen heute humaner mit ihren türkischen Kameradinnen und Kameraden um, als wir seinerzeit mit den nichtschwäbischen. Aber hier liegt wirklich die Gefahr dessen, was wir kulturelle Heimat nennen. Ist es nicht so, dass ich, der ich meist auf SWR II klassische Musik höre, einfach nicht verstehe, wie man stundenlang das Gedudel ertragen kann, das andere Sender, oft auch SWR I ausstrahlen? Und geht es den Hörern von SWR I nicht umgekehrt mit SWR II genauso? Wie kann man tagelang so langweiliges Zeug anhören?

Vielleicht waren wir schon eine multikulturelle Gesellschaft, ehe die Türken zu uns kamen? Gibt es heute nicht eine Jugendkultur und eine Jugendsprache, zu deren Zweck es gehört, die Alten auszuschließen? Und eine Soziologensprache, an der sich sofort erkennen lässt, wer zur Zunft gehört und wer nicht? Ich habe diese Sprache absichtlich nie gelernt, weil ich nicht zu der Zunft gehören wollte. Das aber hat zur Folge, dass ich zu ihrem Diskurs nicht zugelassen werde, auch wenn ich mich zu denselben Themen äußere. Wer nicht dazugehört, wird ignoriert.

Kulturelle Heimat, so schön sie sein kann, hat also ihre Tücken, ja ihre Gefahren. Wenn unsere Schlesier in den Siebzigerjahren auf ihr Heimatrecht pochten, dann galt das auch den Polen, die inzwischen in ihren Häusern wohnten: Das ist unsere Heimat, nicht Eure! Und die antworteten: Das ist inzwischen unsere Heimat, nicht Eure, wir sind schon hier geboren! Das war früher der Stoff, aus dem Kriege gemacht wurden.

VIII. In der globalisierten Welt nimmt die Neigung, auszugrenzen, eher noch zu. Nicht nur, dass in der islamischen Welt – und die definiert sich religiös und kulturell – die nichtislamische Welt immer häufiger als Feind wahrgenommen wird, auch innerhalb der islamischen Völker kämpfen schiitische Milizen gegen sunnitische. Je mehr eine vom Westen ausgehende Globalisierung so etwas wie eine Einheitszivilisation fördert, desto radikaler werden die Bekenntnisse zu kulturellen Heimaten. Dabei wird das Nein zum Fremden wichtiger als das Ja zum Eigenen. Man will sich behaupten, koste es, was es wolle, und sei es auch manches von der eigenen kulturellen Heimat, auf das man einmal stolz war, etwa die Gastfreundschaft und die Duldsamkeit. So entsteht Fundamentalismus.

Es gibt viele kluge Definitionen von Fundamentalismus. Eine davon, die nur einen Aspekt im Blick hätte, wäre: Religiöse und kulturelle Heimat im Zustand der angstvollen Verkrampfung. Kulturelle Heimat, in der das Nein zum Fremden so übermächtig geworden ist, dass das Ja zum Eigenen darunter leidet.

Kulturelle Heimat erträgt offenbar keinen Fanatismus, ja nicht einmal moralisches Pathos oder allzu tief empfundene Inbrunst. Das lutherische: „Hier steh ich, ich kann nicht anders!“ passt da nicht. Eher: „Hier sitz ich, ich kann auch anders! Ich rede mit Dir schwäbisch, aber mit anderen rede ich deutsch, mit wieder anderen englisch. Hier sitz ich und genieße eines der Brandenburgischen Konzerte, aber manchmal gefällt mir auch ein gekonnter Jazz. In alten Reichsstädten fühle ich mich am wohlsten, aber ich fahre zur Abwechslung auch gerne nach Berlin.“

Wenn kulturelle Heimat unser Leben bereichern soll, dann müssen wir sie mit einer Brise Humor nehmen. Sicher, manches, was ich als kulturelle Heimat empfinde, darf ein

Parteifreund – und die sind ja immer besonders kritisch – für Marotten eines alten Trottel halten. Na und? Vielleicht gibt es sogar ein Menschenrecht auf Marotten. Und eine Menschenpflicht zum Älterwerden ohnehin.

Es gibt Menschen, die sind am Verlust der Heimat gewachsen, sie haben aus einer unverschuldeten Not eine unter Schmerzen erworbene Tugend gemacht. Wer wollte ihnen Hochachtung verweigern? Es ist nicht einfach Toleranz, was da nötig ist, sondern die Freude daran, dass andere anders sind, dass es außer meiner kulturellen Heimat noch tausend andere gibt, die für andere Menschen das bedeuten, was für mich die meine bedeutet. Und dass es Menschen gibt, die mit dem Begriff Heimat gar nichts anfangen können.

Erst wenn wir gelernt haben, Gott jeden Morgen dafür zu danken, dass nicht alle Menschen so sind wie wir, dürfen wir uns unserer kulturellen Heimat freuen.

IX. Wir sind dann auch dagegen gefeit, Heimat mit Vaterland zu verwechseln. Vaterland ist für jeden, der dieses Wort benutzt, ein gewichtiges, ernstes, großes Wort. Da klingt immer die lateinische Weisheit an, dass es dulce et decorum, süß und würdig sei, fürs Vaterland zu sterben. Vaterland ist ein politischer Begriff. Im vergangenen Jahrhundert wurde er meist für Nationalstaaten benutzt. Die Grenzen dieser Nationalstaaten waren höchst variabel. Das Vaterland, das ich als Achtzehnjähriger verteidigen sollte, reichte von Posen und Lodz über Brünn und Prag bis nach Straßburg. Dass dies alles nicht meine Heimat war, die kulturelle schon gar nicht, versteht sich von selbst. Vaterland ist überdies ein Begriff, der oft dazu dienen musste, angebliche Verräter des Vaterlandes zu denunzieren. Gerade in Deutschland gab und gibt es die Unsitte, dass sich für einen guten Deutschen halten darf, wer möglichst viele Deutsche für schlechte Deutsche hält.

Wenn das Wort „Vaterland“ einen präzisen Sinn haben soll, dann doch wohl als Ausdruck für den politischen Verband, dem unsere primäre Loyalität gehört. Noch bis vor 200 Jahren verpflichteten die kleinsten Fürsten, Grafen oder Äbte ihre Untertanen auf ihr Vaterland. Vaterland, das war die Grafschaft Limpurg oder die Propstei Ellwangen. Später, nachdem Napoleon aufgeräumt hatte, war Vaterland das Großherzogtum Baden oder das Königreich Sachsen, natürlich auch das große Königreich Preußen, an das die Kölner sich nur schwer gewöhnten. Ab 1871 war es das deutsche Kaiserreich. Und so fort. Ich widerspreche niemandem, der heute als loyaler Bürger der Bundesrepublik Deutschland erklärt, sein Vaterland sei Europa. Aber das alles hat mit Heimat nichts zu tun, sondern mit politischer Verantwortung.

Wo sich ein emotional überhitzter Heimatbegriff verbindet mit dem politischen und politisch manipulierbaren Begriff des Vaterlandes, kann eine nationalistische Pseudoreligion entstehen, wie wir sie in unserer Jugend erlebt haben. „Deutschland, heiliges Wort, Du voll Unendlichkeit! Über die Zeiten fort, seist Du gebenedeit.“ So begann einer der Choräle der NS-Religion, die wir lernen mussten.

Nein, in unserer Bundesrepublik Deutschland, für die wir als Bürgerinnen und Bürger – hoffentlich gern – politische Verantwortung tragen, gibt es unzählige kulturelle Heimaten, und sie sind nicht nur geografisch gegliedert. Ich möchte, dass wir sie lebendig halten, pflegen, uns daran freuen, uns darin zuhause fühlen, sie genießen, sie aber nie zu ernst nehmen und uns nie darin verkrallen und verbeißen.